

Alternativen gesellschaftlicher Transformation in Lateinamerika: Die Unabhängigkeitsrevolutionen von 1790 bis 1830. Eine Problem- skizze

Wenn der hier vorgelegte Text als „Skizze“ bezeichnet wird, dann nicht, um einer möglichen Kritik zu begegnen, sondern um anzudeuten, daß es sich um ein Feld handelt, dem bislang in der Geschichtsschreibung keine oder zumindest eine auffallend geringe Aufmerksamkeit zuteil geworden ist.

Ungeschildert mannigfacher Streitpunkte um den Charakter und den historischen Ort der antikolonialen Emanzipation dürfte ein Konsens darüber bestehen, daß die Unabhängigkeitsrevolutionen Lateinamerikas in den großen historischen Zusammenhang der Epoche der Französischen Revolution und der von der Epochenwende 1789 ausgelösten Folgerevolutionen gehören.¹⁾ Sie waren damit Bestandteil eines universalen Revolutionszyklus, der zur Ablösung der feudalistischen und anderer vorkapitalistischer Formationselemente durch die bürgerliche Gesellschaft führte. Trotzdem ist der Begriff „Bürgerliche Revolution“ auf die Realität Lateinamerikas nicht linear übertragbar. Selbst für die „zentrale Revolutionsachse“ (Niederlande, England, USA, Frankreich, Europa 1848/49) erweist sich dieser Begriff als eine Abstraktion, eine Art von Idealtyp, der in der Anwendung auf die Realgeschichte der gesellschaftlichen Transformation jeweils der konkret-historischen Präzisierung im Rahmen einer typologischen Auffächerung bedarf.²⁾ Revolution „an sich“ oder „als solche“ kann Gegenstand einer Definition, jedoch nicht der realhistorischen Analyse sein.

Zu den neuen Qualitäten des Epochenbruchs von 1789 gehörten zwei entscheidende Phänomene: die Globalisierung und die Diversifizierung der Prozesse gesellschaftlicher Transformation. Die mit 1789 kulminierende Revolutionstriade (ökonomisch-strukturelle Revolution, mündend in die industrielle Umwälzung; politisch-sozial-institutionelle Revolution, am reifsten ausgeprägt in der Französischen Revolution; die von der Renaissance über Rationalismus und Aufklärung bis zum klassischen Idealismus reichende philosophisch-kulturelle Revolution) trat in die Etappe ihrer Globalisierung, wobei dieser Prozeß in einem doppelten Sinne zu verstehen ist:

- Horizontale Globalisierung im Sinne der unmittelbaren Ausstrahlung der von 1789 und den Folgewirkungen ausgehenden Impulse;
- Vertikale Globalisierung durch die Umwälzung aller Ebenen der menschlichen Existenz von der ökonomischen Basis bis in die Sphäre institutionell-juristischer Normen und geistig-kultureller Wertvorstellungen.

Mit der Globalisierung der bürgerlichen Transformationsprozesse vollzog sich zugleich eine Diversifizierung (d.h. die typologische Auffächerung) ihrer Realisierungswege und -formen. Neue Alternativen der gesellschaftlichen Umwälzung wurden wirksam.³⁾ Revolution bedeutete ab 1789 nicht mehr allein die Ablösung einer Gesellschaftsformation und der sie repräsentierenden Klasse durch die nächst höhere („systemüberwindende Funktion“), wie dies z.B. 1830 und

1848 in Frankreich der Fall war. Neben die Revolution vom Typ Frankreich 1789 (den Prototyp der bürgerlichen Revolution: „im Fendalismus gegen den Feudalismus“) trat die Revolution „in Kapitalismus für dessen weitere Konsolidierung“, einschließlich des Machtwechsels innerhalb der herrschenden Klasse. Deutschland 1848/49 wiederum bot das Beispiel einer Revolution „au dem Wege zum Kapitalismus“, da wesentliche Positionen der Feudalität seit 1806/07 bereits auf reformerischem Wege abgebaut waren.⁴⁾

In dem Maße, wie die politisch-soziale Revolution (ausgehend von Frankreich) mit der ökonomisch-technologischen Revolution (ausgehend von England) zur Doppelrevolution verschmolz, die als die entscheidende Triebkraft für die Globalisierung (universal Dimensionierung) der bürgerlichen Umwälzung anzusehen ist, trat ein weiteres neues qualitative Element in die Wegeproblematik: die Möglichkeit des reformerischen Übergangs zur neuen Ordnung, wie sie auf „klassische“ Weise seit 1806/07 durch Preußen realisiert wurde.⁵⁾ Revolution oder/und Reform bildeten die dialektische, komplementär verbundene Alternativkonstellation für die bürgerliche Umwälzung seit 1789 und über das gesamte 19. Jahrhundert.

Mit der geographischen, strukturellen und zeitlichen Distanz zur „zentralen Revolutionsachse“ wuchsen sowohl in den Regionen der inneren Peripherie des kapitalistischen Systems (wozu z.B. Portugal, Spanien, Süditalien, Teile Ost- und Südosteuropas gehörten) als auch in den Regionen der äußeren Peripherie (wozu - neben Asien und Afrika - auch eindeutig Lateinamerika zählte) die Vielfalt, Eigenheiten und Besonderheiten der Transformationsprozesse, gleich ob revolutionärer oder reformerischer Natur. Diese Spezifik machte es erforderlich, die antikoloniale (nationale und soziale) Befreiungsrevolution als eine eigenständige Kategorie (Typ) innerhalb des globalen Revolutionszyklus jener Zeit zu fassen, deren Analyse zugleich ein Abgehen von eurozentrischen Erfahrungswerten zur Voraussetzung hat. Trotz regionaler und nationaler Vielfalt der Transformationsprozesse in Europa ist es möglich, eine Art von „europäischem“ Revolutionstyp auszumachen, der sich deutlich von den (späteren) revolutionären Bewegungen in afroasiatischen Raum differiert. Für Lateinamerika stellt sich die Situation insofern komplizierte dar, da es im übertragenen Sinne in engerer „historischer Nähe“ zu Europa stand.

Das 1789 eingeleitete Zeitalter des Bürgertums war ein globales Phänomen, da die Bourgeoisie die in ihren Existenzbedingungen erste global orientierte Klasse der Weltgeschichte darstellte. Bürgerliches Zeitalter bedeutete folglich zugleich die „Verdichtung“ der Menschheits- zu Weltgeschichte, d.h. die Realisierung von Weltgeschichte im engeren Sinne des Begriffs. Da die Bourgeoisie als „historische Klasse“ (Antonio Gramsci) im Zentrum der Epoche stand, kann sinnbildlich von einer bürgerlichen Epochenhegemonie gesprochen werden. Wie jedoch gerade die Unabhängigkeitsrevolutionen Lateinamerikas zeigen, hieß, im „Zentrum der Epoche“ zu stehen, mitnichten im Zentrum jeden Landes oder jeder Region zu stehen. Typisch für diese Revolutionen wie für die Transformationsprozesse in den Regionen der inneren und äußeren Peripherie blieb das ausgeprägte Defizit (bzw. Fehlen) eines bürgerlichen Hegemoniepotentials. Allerdings führt der universalhistorisch angelegte Revolutionsvergleich für die Neuzeit zu dem Erkenntnis, daß jede Fixiertheit auf bestimmte Paradigmen (1789: die „klassische“ Revolution die Gefahr einer Horizontverengung heraufbeschwört. Statt der eigenen historischen Dimension des jeweiligen Transformationsprozesses (warum nicht auch mittels einer „verstehenden“ Befragung?) auszuleiten, werden allzu rasch Deformationen, Abweichungen oder Anomalien im Verhältnis zu den europäischen „Modellen“ diagnostiziert. Wie Albert Soboul aber zu Rech

bemerkte, gibt es in der Geschichte nur Wege und keine Modelle von Revolutionen.⁷⁾ Inzwischen hat die Debatte um den 200. Jahrestag der Französischen Revolution den Diskurs zur Wegeproblematik neu belebt.⁸⁾ Ausgehend von den inneren und äußeren Faktoren, den Trieb- und Führungskräften sowie den unmittelbaren wie mittelheren Ergebnissen kann die Emanzipation Lateinamerikas als eine Kette antikolonialer Befreiungsrevolutionen potentiell bürgerlichen Charakters, die sozial wie politisch unvollendet blieben, definiert werden.

Mit der Revolution Haitis wie der Independencia des mittel- und südamerikanischen Festlandes hat die Französische Revolution (genauer: der aus dem Gegensatz Frankreich - England resultierende Kontinentalkonflikt) dem Zusammenbruch des traditionell-vorindustriellen Kolonialsystems den entscheidenden Anstoß gegeben. Jedoch legten bereits die erste Phase („haitianische Phase“, 1790-1804) und die zweite Phase („kontinental-iberische Phase“, 1801/10-1830) der antikolonialen Emanzipation Lateinamerikas den inneren Widerspruch der „peripheren“ Revolution frei:

Zwar bildete die antikoloniale Revolution einen Bestandteil der Globalisierung der bürgerlichen Transformationsprozesse, eine wesentliche Folge dieses Prozesses bestand jedoch gerade in der forcierten Integration, d.h. in der Ein- und Unterordnung der Revolution in das sich einheitlich formierende kapitalistische Weltsystem. Damit trat die „Europäisierung“ der Weltgeschichte in eine qualitativ neue Phase. Ziel der antikolonialen Revolution mußte es jedoch sein, die traditionellen Abhängigkeitsformen zu beseitigen und gleichzeitig zu verhindern, daß die befreiten Regionen zum Objekt der im Ergebnis der Doppelrevolution sich verstärkenden internationalen Arbeitsteilung degenerierten, zu deren Folgewirkungen im Verlaufe des 19. Jahrhunderts die Herausbildung des Kolonialsystems des Kapitalismus der freien Konkurrenz gehörte. Also bestand zwischen der bürgerlichen Revolution „europäischen“ Typs und der antikolonialen Revolution ein funktionaler Widerspruch, der bislang in der Forschung (auch unter vergleichendem Aspekt) nicht die genügende Beachtung gefunden hat. Für Lateinamerika materialisierte sich dieser Widerspruch in der Tendenz zu einer indirekten Rekolonisation, d.h. der Entstehung eines qualitativ neuen Systems der Abhängigkeit (primär von der wirtschaftlichen Hegemonie Großbritanniens)⁹⁾, infolge der nichtvollendeten Unabhängigkeitsrevolution. Die Nichtüberwindung des kolonialen Erbes wurde zu einem entscheidenden inneren Element einer regressiven Präfiguration der weiteren Transformationsprozesse.

Geschichte ist in ihrem Wesen alternativ. Historische Gesetzmäßigkeiten realisieren sich als Tendenzen der Entwicklung im Widerspruch und Konflikt mit Gegenteilstendenzen. Deshalb kann sich die Beurteilung eines Ereignisses oder Prozesses nicht allein auf das jeweilige Ergebnis reduzieren. Eine solche Betrachtungsweise unterstellt der Geschichte eine Zwangsläufigkeit (Determinismus), die in der Wirklichkeit nicht existiert, und enthält, gleich ob bewußt oder unbewußt, ein teleologisches Moment. Hier muß auch an den wichtigen Gedanken von H. R. Trevor-Roper erinnert werden, daß es zu den Schwächen der Historiker gehört, sich die Geschichte kaum mehr als in zwei Alternativen vorstellen zu können.¹⁰⁾ Vielmehr geht es um die Frage, welche der in einem bestimmten geschichtlichen Prozeß angelegten Alternativen (Möglichkeiten) sich infolge welcher Faktoren realisierten und warum andere Chancen (Varianten) der Entwicklung sich nicht durchsetzten. Die Frage so zu stellen, heißt nicht, einer „Was-wäre-wenn“-Geschichtsauffassung das Wort zu reden, sondern der stets im Ansatz gegebenen Vielfalt von Alternativen und den Ursachen für die schließliche Dominanz einer bestimmten Alternative

nachzuspüren. Es geht, um nochmals auf Trevor-Roper zu verweisen, um das fundamentale Problem der „lost moments of history“, jener in der Geschichte aller Völker möglichen, aber letztlich nicht genutzten Weichenstellungen.¹¹⁾

Versuchen wir die angedeuteten methodischen Überlegungen auf die Unabhängigkeitsrevolutionen in Lateinamerika (unter bewußtem Einschluß Haitis) anzuwenden, so eröffnen sich für eine Diskussion die folgenden Problemfelder:

Die Möglichkeiten des Reformkolonialismus in Verbindung mit dem aufgeklärten Absolutismus. Das im wesentlichen auf das Modelldreieck Preußen (Friedrich II.) - St. Petersburg (Katharina II.) - Österreich (Joseph II.) eingeeengte Bild des aufgeklärten Absolutismus begünstigte eine Unterschätzung der in anderen Ländern und Regionen über bestimmte Zeit wirksam gewordenen Reformalternativen.¹²⁾ Dazu gehört auch Spanien. Angesichts des Aufschwungs, den die wirtschaftliche Entwicklung der Kolonien, einschließlich der politisch-administrativen Reorganisation unter der Regierung Karls III. genommen hat¹³⁾, kann für diesen Bereich der bourbonischen Macht durchaus von einem Erfolg der aufgeklärten Reformen gesprochen werden, ohne deren objektive wie subjektive Ergebnisse der Ausbruch der Independencia unverständlich bliebe. Allerdings ist die positive Bewertung der Kolonialpolitik des Reformabsolutismus ein in der spanischen Historiographie auffällig umstrittenes Thema, das nicht selten - und m.E. zu Unrecht - als Schibboleth konservativen Denkens gilt. Vor allem die von Viceräte Rodríguez Casado versuchte Aufwertung des Reformabsolutismus zur „bürgerlichen Revolution des 18. Jahrhunderts in Spanien“ (1951) scheint die sachliche Debatte über die reformerischen Perspektiven bis in die jüngste Gegenwart zu überschatten (Luís Roma, 1987). Bis zu einem gewissen Grade verbreitete die Reformpolitik zunächst die politisch-soziale Basis der spanischen Macht in den Kreisen der kompromißbereiten kreolischen Elite (México, Peru, Chile). Allerdings verurteilte die Wende in der Metropole seit 1788/89¹⁴⁾ die geweckten Hoffnungen und Ansprüche zum Scheitern. Damit entstand jene historische Entscheidungssituation, die die Realisierung des „kreolischen Projektes“ nicht mehr innerhalb, sondern in der Perspektive nur noch gegen das bestehende System zuließ. Angesichts der Erkenntnis, daß Spaniens Macht nicht mehr mit den Methoden der vergangenen Jahrhunderte aufrechtzuerhalten war, kommt dem sog. Arandaprojekt, also auf die Bildung halbsouveräner Dependenzien der Bourbonenmonarchie abzielte, durchaus der Rang einer möglichen Variante für die Lösung der Kolonialkrise zu. Im Wesen handelte es sich um den historisch verfrühten Versuch einer „portugiesischen Lösung“, wie sie für Brasilien ab 1807 anstand. Bald schreckten die Initiatoren vor der eigenen Kühnheit zurück; eine für den aufgeklärten Absolutismus keineswegs seltene Haltung. In diesem Zusammenhang muß daran erinnert werden, daß für die konservativen Kreise der kreolischen Aristokratie die monarchische Variante (Beispiel: Junta von Buenos Aires) noch bis in die zwanziger Jahre des 19. Jahrhunderts als eine realpolitische Lösung erschien.

Im Unterschied zu Spanien (und Portugal) war für Frankreich eine Reform der Kolonialpolitik aus der Sicht der Regierenden kein Thema. Das hatte zunächst mit der fundamentalen Tatsache zu tun, daß seit dem Sturz Turgots (1776) die Möglichkeiten innerer Reformansätze als *conditio sine qua non* eventueller „äußerer“, d.h. auf die Kolonien zielender Reformpolitik blockiert wurden. Die verspätete Wende vom „traditionellen“ zum „aufgeklärten“ Absolutismus oder sogar die evolutionäre „Modernisierung“ (= Verbürgerlichung) der absoluten Monarchie ordßlang.¹⁵⁾ Eine Diskussion der kolonialen Frage, von den Zeitgenossen primär als Skievenfrage begriffen, blieb auf einige Aufklärer beschränkt; die kurz vor der Revolution aus der Taufe

gehobene „Société des Amis des Noirs“¹⁶⁾ konnte zwar Sympathiewerbung für den Abolitionismus betreiben, doch praktischen politischen Einfluß auf die Regierungspolitik gewann sie nicht. Und als die Revolution in Frankreich ausbrach, teilten die Plantagenbesitzer von Haiti keineswegs die Mahnung Mirabeaus: „Habitants des Antilles, vous habitez sous le Vesuve“.¹⁷⁾ Im Gegenteil: Im Bewußtsein der engen Interessensymbiose mit einem einflußreichen Teil der metropolitanen Bourgeoisie (Bordeaux, Le Havre, Nantes, Rouen etc.) sahen sie sich im Club Massiac¹⁸⁾ eine Lobby zur Verteidigung des Status quo, der jedoch schon 1790 ins Wanken geriet.

Entgegen der traditionellen Unterbelichtung der haitianischen Revolution und ihrer faktischen Abtrennung von der Independencia des iberisch-amerikanischen Festlandes scheint es geboten, eindeutig auf die Dialektik von Einheit und Vielfalt im Prozeß der revolutionären Transformation Lateinamerikas zwischen 1790 und 1830 zu verweisen. Im Rahmen einer vergleichenden Analyse der lateinamerikanischen Unabhängigkeitsrevolutionen an der Wende zum 19. Jahrhundert und in dessen erstem Drittel verdient Haitis Revolution besonders unter folgenden Aspekten Erwähnung.

1. In ihrer Funktion als erste und Auftaktphase des lateinamerikanischen Emanzipationsprozesses, womit Haiti zugleich die für das iberische Amerika kennzeichnend gewordene enge Verhinderung von metropolitaner und kolonialer Revolution vorwegnahm (1808, 1820, 1868);

2. Als radikalste Komponente dieses Prozesses und einzige erfolgreiche Volksbewegung;

3. Durch die doppelte Wirkung des Haitisyndroms: mobilisierend für die Sklavenbevölkerung der Tierra firme (bis hin zur Beeinflussung des lokalen Widerstandes)¹⁹⁾, lähmend für den kreolischen Führungskern der Independencia (einschließlich Simón Bolívar), der jede „Haitianisierung“ (Pardocracia), d.h. die bedingungslose Öffnung der Revolution gegenüber den unteren (= andersfarbigen) Volksklassen, ablehnte, wenn nötig mit Gewalt, die wiederum Bolívar in der sog. Piar-Affäre²⁰⁾ bewies;

4. Der auch im Falle Haitis auffällige Widerspruch von Politik und Ökonomie, d.h. Befreiungskrieg und Agrarfrage, der schwerwiegende Folgen für die Formierung von Staat und Nation hatte.

Während die ersten drei genannten Aspekte allgemein bekannt und in der Historiographie konsensfähig sind, gehört der vierte Aspekt zu den eindeutig umstrittenen und in vieler Hinsicht noch von offenen Fragen behafteten Problemfeldern. Die traditionelle Dominanz der Politik-, Kriegs- und Persönlichkeitsgeschichte in der Darstellung der haitianischen Revolution (einschließlich der fast klassischen Toussaint-L'Ouverture-Biographie von C.L.R. James)²¹⁾ ist bislang am radikalsten vom polnischen Historiker Tadeusz Lepkowski durchbrochen worden. Seine zweibändige Studie (1969) fußt dank der umfassenden Verarbeitung der bisherigen Historiographie und eigener weiterführender theoretischer und methodologischer Denksätze auf der Verbindung von politischer, ethno-sozialer, wirtschaftlicher und kulturell-mentaler Geschichte. Das Werk Lepkowskis hat leider nicht die verdiente internationale Aufmerksamkeit gefunden, da die Haitispezialisten anscheinend kaum des Spanischen mächtig sind, während die Kenner der iberisch-amerikanischen Geschichte zumeist Haiti aussparen, was einer integrativen Sicht jeweils im Wege steht.

Wiederum thesenhaft sei nun auf einige der wichtigsten von Lepkowski aufgeworfenen Fragen verwiesen:

1. Das extrem komplizierte Bild der Interessengegensätze - die faktisch konterrevolutionäre Position der Pflanzaristokratie (Grands blancs), das Eigeninteresse der übrigen weißendie Bevölkerung (Petits blancs), die besondere Stellung der Mulatten (z.T. bereits als selbständige Plantageneigentümer), die Zwischenposition der Kolonialbürokratie (worauf jüngst Torcuato S. Di Tella erneut aufmerksam gemacht hat)²²⁾ und schließlich der am Ende alles hinwegfegende Aufstand der Plantagensklaven.

2. Die zunehmende „Ethnisierung“ des Konfliktes - die für ganz Lateinamerika typische Überlappung von sozialer und ethnischer Differenzierung, die nicht selten zum Primat des ethnischen über das soziale Bewußtsein führte, nahm in Haiti besonders extreme Formen an. Allerdings gilt es, klar die Stufen dieser Entwicklung herauszuarbeiten. Toussaint L'Ouverture ließ sich noch eindeutig vom Interessenausgleich zwischen weißer Pflanzerschicht und befreiten Sklaven leiten.²³⁾ Erst der von den Franzosen erklärte Vernichtungskrieg führte seitens der schwarzen Aufständischen zur Taktik der verbrannten Erde und zu der von Jean-Jacques Dessalines systematisch betriebenen Vernichtung der gesamten weißen, insbesondere französischen Bevölkerung.²⁴⁾ Das Verbot der Ansiedlung von Weißen wurde Staatsgesetz, wie umgekehrt Haiti allen flüchtigen Sklaven als Refugium offen stand. Welche Konsequenzen hatte diese fast totale Abschottung gegen eine technologisch fortgeschrittenere, aber durch ihre barbarischen Kolonialpraktiken unwiderruflich diskreditierte Zivilisation? In diesem Zusammenhang muß auf einen in der Regel kaum beachteten Fakt verwiesen werden: Die Jakobiner verkündeten zwar angesichts der objektiv gegebenen Situation die bedingungslose Aufhebung der Sklaverei (4. Februar 1794)²⁵⁾, betrachteten die Insel aber weiter als integralen Teil („une et indivisible“) der Französischen Republik; eine Unabhängigkeitsdebatte im Konvent gab es nicht. Selbst die Frage, ob Maximilien Robespierre Abolitionist gewesen sei, bleibt umstritten. Unter der Bedingung der regionalen Autonomie war Toussaint L'Ouverture bereit, das Kompromiß mit Frankreich zu akzeptieren. Bonaparte, zunächst noch Konsul, zerstörte diese Geschäftsgrundlagen auf doppelte Weise, was ihm allerdings erst auf St. Helena als sein „größter Irrtum“ erschien:

Er beseitigte die Autonomie und betrieb erklärterweise, wie in Guadeloupe und Martinique mit Erfolg praktiziert, die Wiederherstellung der Sklaverei: Nolens volens war damit der Boden für intransigente Persönlichkeiten von der Steuer Dessalines²⁶⁾ bereit, nune deshalb für die Erklärung der Vernichtungs- und Ausrottungsstrategie rassenspezifische Atavismen heranziehen zu müssen. Eine ganz andere Frage ist es - und das gilt letztlich für jede radikale Revolution -, bis zu welchem Grade durch die langjährige Verbindung von Revolution, Krieg, Bürgerkrieg und Intervention sich das Phänomen Gewalt mehr oder weniger total verabschiedete, was in Haiti ohne Zweifel auf besonders dramatische und tragische Weise geschah. Die Ersetzung der Losung „Liberté, Egalité, Fraternité“ durch „Indépendance ou la Mort“ symbolisierte gleichsam die Einengung des ursprünglich universalen Emanzipationshorizonts auf eine insulare Überlebensstrategie.

3. Die entscheidende Frage nach dem Charakter der revolutionären und postrevolutionären Sozial- und Wirtschaftsstrukturen - mit anderen Worten formuliert: Warum scheiterte trotz erfolgreicher politischer Revolution (Erringung der Unabhängigkeit 1804) die Transformation der einstigen Kolonialgesellschaft in „moderne“ (bürgerliche) Gesellschaftsstrukturen? Was sich tatsächlich vollzog, kann auf bildliche Weise als Prozeß der doppelten Archaisierung (im Sinne eines zivilisatorischen Rückschlages) bezeichnet werden.

Haiti bedeutete primär Zucker, und Zucker bedeutete wiederum eine auf extensiver Großraumwirtschaft fußende Plantagensklaverei. Der Versuch, die agrarische Großproduktion unter den Bedingungen der Sklavenbefreiung aufrechtzuerhalten, geriet allen Führern der Revolution, angefangen bei Toussaint L'Ouverture bis in die unmittelbare nachrevolutionäre Zeit der Kaiser und Präsidenten, zur Quadratur des Kreises. Da die ehemaligen Sklaven nicht bereit waren, als „freie“ Lohnarbeiter weiter zu die neu, wurde bereits unter Toussaint L'Ouverture ein System der gesetzlich fixierten Zwangsarbeit eingeführt, um die Plantagen weiter zu bewirtschaften.²⁷⁾ Die durch die Flucht, Vertreibung und schließlich Ausrottung der weißen Pflanzer freigewordenen Plantagen wurden nicht parzelliert, sondern in „Domaines nationaux“ umgewandelt, deren Verwaltung zumeist den Generalen und Offizieren der Armee oblag. Auf diese Weise entstand eine neue, nunmehr einheimische („nationale“) herrschende Klasse von Großgrundbesitzern, deren Existenz auf die Verfügung über abhängige, durch administrativen Zwang an den Boden gebundene Arbeitskräfte angewiesen blieb. Lepkowski bezeichnete dieses Wirtschaftssystem als Militärféudalismus. Der unter Dessalines unternommene Versuch, durch Bodenauflösung die Agrarstruktur zu demokratisieren, scheiterte am Widerstand eben dieser neuen Oberschicht, die damit einen „französischen Weg“ der Agrarumwälzung blockierte.²⁸⁾ Soweit sich die befreiten Sklaven wirtschaftlich verselbständigten, geschah dies in einer zweiten Form der Archaisierung: sie praktizierten eine technologisch primitive Form der Subsistenzwirtschaft mit einem Minimum an Marktbindung. Auch von dieser Seite blieb der Weg in eine „Modernisierung“ blockiert.

Die Gesamtheit der für die in Haiti erfolgte „Modernisierungsblockade“ maßgeblichen Faktoren läßt sich - grob skizziert - wie folgt kennzeichnen:

- Totaler Zerstörung der Wirtschaftsstrukturen durch einen zwölfjährigen Krieg, der über ganze Phasen in einer Taktik der verbrannten Erde kulminierte. Während die Agrarkulturen (Zuckerrohr- und Kaffeeplantagen) wiederhergestellt werden konnten, gelang ein Gleiches mit der technischen Infrastruktur (z.B. Zuckermühlen) nicht.

- Dezimierung der Bevölkerung durch Krieg, Seuchen, Ausrottung und Vertreibung. Dieser Aderlaß konnte auch nicht durch eine forcierte Werbung für eine schwarze Einwanderung kompensiert werden. Dessalines Versuch zur Eroberung des benachbarten Santo Domingo entsprang nicht zuletzt der Hoffnung, neue Arbeitskräfte zu gewinnen.²⁹⁾

- Die neue Grundbesitzerklasse setzte faktisch die Praktiken der ehemaligen weißen Pflanzer fort, jedoch unter primitiveren Voraussetzungen, da sie nicht über vergleichbare Möglichkeiten des außerökonomischen Zwanges verfügte, um die erforderliche wirtschaftliche Effizienz der Latifundien zu garantieren.

- Mit der Vernichtung und Vertreibung der weißen Bevölkerung und dem „bis in alle Ewigkeit“ geltenden Siedlungsverbot erfolgte die bewußte Abkoppelung von der technologisch explosiv expandierenden europäischen Zivilisation (industrielle Revolution!), die jedoch in den Augen der befreiten Sklaven durch ihre koloniale Barbarei spätestens seit dem französischen Versuch der Riekrobanzung unwiderruflich diskreditiert war.

- Die weitgehende Zerstörung der inneren Akkumulationsmöglichkeiten korrespondierte mit einer Selbstblockade gegenüber den äußeren Akkumulationsmöglichkeiten.

- Auf die Dauer erholte sich weder die Zucker- noch die Baumwollproduktion, wobei eine Rolle spielte, daß Haiti auf Grund seines ungenügenden technologischen Niveaus der heranwachsenden internationalen Konkurrenz (Kuba, Südstaaten der USA) nicht gewachsen war.

Haiti litt nicht nur an der eigenen Ausblutung, es gehörte zugleich zu den prominentesten Opfern der Verlagerung der wirtschaftlichen Schwerpunkte im karibisch-amerikanischen Raum während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts.³⁰⁾

Für Spanisch-Amerika schuf die napoleonische Invasion und der damit verbundene Zusammenbruch des traditionellen bourbonischen Machtgefüges eine Entscheidungssituation neuer Qualität, die eindeutig vom Primat der „äußeren Front“ geprägt blieb.³¹⁾ Diese Verschiebung in der Dialektik von endogenen und exogenen Faktoren (z.B. im Verhältnis zur französischen Kräftekonstellation von 1789, die vom Primat der inneren Faktoren bestimmt war) beeinflusste entscheidend den Charakter der Independencia. Angesichts der neuen historischen Situation erfolgte eine Differenzierung innerhalb der kreolischen Aristokratie, die sich jeweils mit unterschiedlichen Alternativen für das künftige Schicksal der Kolonien verband:

- Die verschwindende Minderheit der profranzösischen *Afrancesados*. Zwar verkörperte das Regime José I. ein System begrenzter bürgerlicher Reformen, denen die aufgeklärte Elite durchaus zustimmte. Die mögliche Wirkung dieser Alternative blieb für die Kolonien jedoch irrelevant infolge der überseeischen Oligarchie Frankreichs. Für die Kreolen hieß die Option nicht Ferdinand VII. oder Napoleon, sondern Ferdinand VII. oder die Unabhängigkeit.

- Die Mehrheit der kreolischen Kolonialbürokratie setzte auf eine Politik der Loyalität gegenüber Ferdinand VII. und der sich in seinem Namen konstituierenden Machtorgane (Junta Central, Regentschaft, Cortes von Cádiz). Der selbstbewußte Auftritt der „*Americanos*“ in den Cortes zeigte, daß ein reformerischer Ausgleich zwischen Metropole und Kolonie (bei Gewährleistung von Autonomie und Freihandel) durchaus - bis in die Zeit der Independencia hinein (Hauptbeispiel México) - im Bereich des Möglichen lag. Auch das „Programm“ der Heiligen Allianz für die Lösung der „Südamerikanischen Frage“ zielte eindeutig auf das reformerische Kompromiß mit den gemäßigten Kreolen.³²⁾ Mit Ausnahme Rußlands, dessen reale Einflußmöglichkeiten jedoch gering blieben, billigten alle Alliierten direkt oder indirekt die vom britischen Kabinett inspirierte Kompromißpolitik. Diese Alternative schniterte an der Intransigenz des 1814 in Spanien restaurierten Absolutismus Ferdinands VII., der auf die bedingungslose Wiederherstellung des *status quo ante manu militari* setzte.

- Die Formierung einer kreolischen Unabhängigkeitspartei, wobei von Anbeginn zwei Strömungen gegeneinanderstanden: die konservativ-monarchische und die liberal-republikanische. Die kreolische Unabhängigkeitspartei umfaßte eindeutig eine Minderheit der lokalen Aristokratie. Erst in den Jahren 1820/22 schwenkte die Mehrheit der kreolischen Aristokratie auf die Independencia ein. Diese Wende bedeutete eine benächtliche Stärkung des militärischen Potentials der Independencia, hatte aber schwerwiegende Folgen für deren politische und soziale Dimension in dem Maße, wie die neuen Machtstrukturen gleichsam konservativ aufgefüllt wurden. Die auf den *Ejército libertador* eingegrenzten radikaleren *Bolívarianos* wurden damit zunehmend ihres Einflusses an der Basis beraubt.³³⁾

- Von entscheidender Bedeutung für die Profilierung und Differenzierung der kreolischen Unabhängigkeitspartei wurde das strategische Problem der kontinentalen Revolution. Die konservative Variante der kontinentalen Revolution verkörperte José de San Martín, dagegen war Simón Bolívar der Exponent ihrer liberal-republikanischen Variante³⁴⁾, die sich nach dem Treffen von Guayaquil im Jahre 1822 als die dominierende durchsetzte. Die Independencia ist als eine spezifische Form von Revolutionstrade deutbar: Sie hatte als regionale Aufstandsbewegung (Caracas, México, Quito, Buenos Aires, Santiago) begonnen, wuchs in die kontinentale Revolu-

tion (mit der Eroberung Perus und Boliviens als Höhe- und Schlußpunkte)“ hinüber und konsolidierte sich erneut auf regionaler (nunmehr jedoch staatlich-nationaler) Ebene.

Die Option kontinentale vs. regionale (nationale) Revolution blieb für die ganze Zeit der Independencia ein umstrittenes und ungelöstes Problem. Der Konflikt zwischen Simón Bolívar als führender Kopf der kontinentalen und Francisco Paula de Santander in Neu-Granada, dem Vertreter der regional-nationalen Option³⁹, hat diesen Widerspruch auf dramatische Weise verdeutlicht. Der bis in die Gegenwart reichende Streit, ob Bolívar oder Santander „im Recht“ gewesen sei, ist insofern ahistorisch, da beide Positionen ihre eigenen objektiven Begründungen haben und sich damit jeder „Entweder-Oder“-Entscheidung entzogen.

Bolívar selbst überschritt die enge Dimension einer regionalen Independencia, indem er sein lokales Machtprovisorium am oberen Orinoco mit dem Anspruch ausstattete, die Keimzelle für ein Großkolumbien zu werden. Diese strategische Herausforderung der spanischen Kolonialmacht konnte nur in Gestalt einer kontinentalen Revolution, verbunden mit Befreiungskrieg und Absage an jede (reformerische) Kompromißlösung verstanden werden. Voraussetzung war jedoch, daß Bolívar nolens volens (d.h. weniger aus eigener Einsicht, sondern infolge katastrophaler Anfangsniederlagen) die geographische und soziale Enge der Stadt- und Küstenrevolution überwand und mit dem Zug in die Llanos des Orinoco das Risiko (aber auch die historische Chance) einer Realisierung und Agrarisierung der Revolution einging.

Zum strategischen Schlüsselproblem der kontinentalen Revolution wurde Peru; Bolívar selbst brachte es auf die Formel: „Triunfar o morir en el Perú.“ Im Falle Perus handelte es sich um eine autonome royalistisch-konterrevolutionäre Kernbastion, die militärisch, ökonomisch und politisch ohne die unmittelbare Hilfe Spaniens (im Unterschied zu dem stets auf Expeditionshilfe angewiesenen Neu-Granada oder Venezuela) existieren konnte. Der peruanische Vizekönig stützte sich auf eine Armee loyaler Kreolen und Indianer. Wenn am Ende die Niederlage von Ayacucho (9. Dezember 1824) stand, dann nicht wegen der gewiß imponierenden militärischen Leistungen José Antonio de Sucre, sondern ebenso ob des Umstandes der inneren Spaltung und schließlich offenen Auseinandersetzung im Lager der Royalisten.⁴⁰

Nach den Erfahrungen der Aufstände von Tupac Amaru (1780/81) und Pumacahua (1813) in Peru war eine Lage gegeben, die das Entstehen einer revolutionären Situation unter der kreolischen Elite verhinderte, was zunächst San Martín und dann Simón Bolívar zwang, die Revolution in diese Region - mit allen daraus resultierenden Konsequenzen - „von außen“ hineinzutragen. Bildlich gesprochen, lag Peru an der äußersten Peripherie der vollen Ursprungs-herden der Independencia ausgehenden konzentrischen Kreise. Peru war Objekt und nicht Subjekt der Independencia. Die auffällig unterschiedliche Reife und Neigung der kreolischen Aristokratie, sich der Independencia zu öffnen - vom „militärischen Jakobinismus“ Bolívars und den monarchisch-aristokratischen Visionen San Martíns über die konservative Revolution Iturbides und den offenen Widerstand im Stile eines Rivas-Agüero -, bedürfen noch der detaillierteren Aufhellung. Hierschlügen das bürgerliche Hegemoniedefizit der Unabhängigkeitsrevolution und ihre daraus resultierende innere („organische“) Schwäche am deutlichsten zu Buche. Für die von John Lynch erhobene Forderung, nicht von der Unabhängigkeitsrevolution, sondern den Unabhängigkeitsrevolutionen zu sprechen, gibt es gute Gründe.

Das grundsätzliche Problem der möglichen, verschütteten und am Ende realisierten Alternativen innerhalb der Independencia bestand im Verhältnis von Führung (Hegemonie) - Klasse

(Fehlen einer Bourgeoisie als nationale Klasse) - Masse (Rolle der Volksbewegung). Aus der Nichtexistenz eines „revolutionären Blockes“ vom Typ 1789 mit der Fähigkeit, die unterschiedlichsten Klassen und Klasseninteressen in ein aktionsfähiges Amalgam zu bringen und für bestimmte Zeit über das Phänomen der „heroischen Illusion“ zu binden (wobei nicht gesagt sei soll, die Independencia habe keine „heroische Illusion“ gekannt), resultierte die auffällige Differenz zwischen „politischer“ und „sozialer“ Revolution in der Independencia und die darauf geknüpfte Perspektivlosigkeit einer demokratisch-revolutionären („jakobinischen“) Alternative der Independencia.

Die über den Horizont der liberal-republikanischen Führungskomponente (Bolívarismus) hinausdrängende revolutionär-demokratische Bewegung als eigenständige Alternative existierte durchaus, aber sie scheiterte an den verschiedensten Bedingungen: Gegenschlag der lokalen Konterrevolution (Hidalgo und Morelos in México), Niederlage im Fraktionskampf (Mariano Moreno in Buenos Aires), Invasion einer ausländischen Macht (Gervasio Artigas in der Banda Oriental), erzwungene Selbstisolierung (Rodríguez de Francia in Paraguay).

Bei aller Ungunst der inneren und äußeren Umstände für den Erfolg einer „von unten“ getragenen demokratischen Alternative scheint es erforderlich, die Sonde tiefer anzusetzen, was hier natürlich nur andeutungsweise und stark schematisiert erfolgen kann: Am radikalsten wurden die Grenzen der „politischen“ Revolution, die auf eine Beseitigung der kolonialen Machtstrukturen abzielte, in Richtung einer „sozialen“ Revolution, die auch sozialökonomische Wurzeln der Kolonialherrschaft beseitigte, durch die Agrarrevolution überschritten. Dieser Weg öffnete sich in zwei Regionen Spanisch-Amerikas während der Independencia. Gemessen an dem wesentlich enger gezogenen Aktionshorizont der kreolischen Elite (trotz Bolívars Vorstellungen über eine Agrarreform), handelte es sich um eine „Revolution in der Revolution“. In der Banda Oriental wuchs die Independencia in eine von kreolischen Mittel- und Kleingrundbesitzern unter Gervasio Artigas getragene Agrarrevolution hinüber, deren juristische Basis der Reglamento von 1815 wurde.³⁷⁾ Die noch relativ offene und ungefestigte Grenzstruktur der Region und der ausgeprägte Stadt-Land-Gegensatz (Montevideo-Campana)³⁸⁾ prägten die Spezifik dieser Agrarrevolution, die mit der portugiesisch-brasilianischen Invasion von 1816 und der Gegenrevolution der einheimischen Großgrundbesitzer ihr Ende fand.

Eine ungleich gewaltigere Dimension gewann die von Miguel Hidalgo y Costilla und José María Morelos y Pavón geführte Bewegung in México.³⁹⁾ Ihre soziale Massenbasis hatte diese Bewegung in der indianischen Bauernschaft, zunehmend ergänzt durch Teile des (ebenfalls vorwiegend indianischen) Bergbauproletariats. Auffällig bleibt die über die Dauer des Kampfes gegen die Kolonialherrschaft erhalten gebliebene kreolische Hegemonie, deren Verkörperung Hidalgo und Allende (ungeachtet ihrer prinzipiellen strategischen Differenzen) darstellten. Diese Diskrepanz von Masse und Führung trifft in der Geschichte auf viele Bauernrevolutionen zu.

Wiederholt ist die Frage aufgeworfen worden, was die Hidalgo-Bewegung über das Niveau der traditionellen indianischen Bauernaufstände der Kolonialzeit hinaus hob und nicht nur zur Begleiterscheinung, sondern zu einer der tragenden Komponenten der Independencia werden ließ (Auf analoge Weise ist in der Historiographie das Problem des Verhältnisses von traditionellem Protest und revolutionärer Erneuerung bekanntlich auch für den Deutschen Bauernkrieg und dessen Stellung in der frühbürgerlichen Revolution aufgeworfen worden).

Im Falle der Hidalgo-Morelos-Bewegung erwiesen sich die folgenden Faktoren als konstitutive Elemente der Massenerhebung⁴⁰: der demographische Druck innerhalb der traditionellen bäuerlichen Ökonomie, der rapide unter das herkömmliche (ohnehin niedrige) Niveau absinkende Lebensstandard; die wachsende Proletarisierung und Entwurzelung erheblicher Teile der bäuerlichen, d.h. primär indianischen Bevölkerung, der zugespitzte Konflikt zwischen den Comunidades indígenas und den expansiven Haciendas; die Auflösungs- und Desintegrations-tendenzen innerhalb der Comunidades selbst. Aber reichten diese „nichtideologischen“ Faktoren aus, um eine Unabhängigkeitsbewegung auszulösen?

Was die Hidalgo-Bewegung über das Niveau einer „normalen“ Bauernbewegung hinaushob, war zunächst ihr kompakter Massencharakter mit etwa 80 000 Anhängern auf dem Höhepunkt. Damit erreichte sie eine den Aufstand unter Tupac Amaru vergleichbare Dimension, war aber ohne Zweifel wesentlich kohärenter und aktionsfähiger. Hinzu trat als weiteres Merkmal der für eine bäuerliche Bewegung überdurchschnittlich hohen Grad an innerer Organisiertheit. Ein drittes Kriterium bestand in der geographischen Dimension der Bewegung, die erst durch die Revolution von 1910 übertroffen wurde. Allerdings erwies sich die agrarische Verwurzelung der Bewegung in dem Sinne als ihre Achillesferse, da sie (mit der bedeutenden Ausnahme Guanajuatos) an der Stadt scheiterte und (unter Morelos) an die „Peripherie“ auswich und schließlich in regionale und lokale Widerstandsherde zerfaserte. Weiterhin verfügte die Bewegung über eine bis dahin unbekannte Intensität an militärischer Macht in Form der lokalen Guerilla, aber auch im Aufbau großer, dem modernen Militärstandard nahekommenden Einheiten. Trotz der Niederlage hielt der militärische Widerstand bis 1821 an und konnte von Iturbide in die „konservative“ Unabhängigkeitsrevolution integriert werden. Agustín de Iturbide verkörperte gleichsam idealtypisch den Horror der künftig Herrschenden gegen die soziale, d.h. indianische Revolution: zunächst als Exponent der einheimischen kreolischen Konterrevolution (die keiner Hilfe von Spanien bedurfte) 1810-1813 und dann an der Spitze des antiliberalen Aufstandes von 1821 (bis hin zum verfehlten Versuch, das Kaiserreich Pedro I. von Brasilien zu imitieren).

„Das (1810 - M.K.) war kein Aufstand gegen eine bestimmte Steuer ... oder gegen eine lokale Autorität .. sondern ein Kampf um die politische Unabhängigkeit und die Schaffung eines Nationalstaates.“⁴¹⁾

Für diesen qualitativen Umschlag vom herkömmlichen Bauernaufstand in eine Unabhängigkeitsrevolution bedurfte es des Zusammenwirkens der unterschiedlichsten Faktorenkomplexe:

1. das historisch neue Niveau (qualitative und quantitative Dimension) der bäuerlichen Bewegung;

2. die tiefgreifende allgemeine Krise der traditionellen kolonialen Wirtschafts-, Sozial- und Machtstrukturen;

3. die Existenz einer kreolischen Hegemonie (Hidalgo - Allende), die der Bewegung ein zunehmend auf die Unabhängigkeit gerichtetes ideologisch-politisches Programm gab, das unter Hidalgo 1810 ausgereift war und von Morelos weiterentwickelt und radikalisiert wurde. Es spricht für das Gewicht des Traditionalismus in der bäuerlich-indianischen Bewegung, daß der Gedanke der Unabhängigkeit nicht über die Postulate der radikalen Aufklärung, sondern über die in den Massen verwurzelte Religion mittels der Symbolgewalt der Virgen de Guadalupe⁴²⁾ transportiert wurde. Umgekehrt betrafte sich die Konterrevolution, die Aufständischen mit dem Stigma der atheistischen Aufklärung und des jakobinischen Terrorismus zu belegen: sie galten

als Sansculotten. Mit welchem Ernst sich Hidalgo im Verhör gegen den Vorwurf, ein Feind der Religion gewesen zu sein, verteidigte, ist beeindruckend anhand der in der Lilly-Library von Indiana deponierten Quellen nachweisbar;

4. die internationale Konjunktur (Sturz der Dynastie in der Metropole) als auslösendes Moment der Revolution.

Auch die Frage nach der Niederlage der revolutionär-demokratischen Alternative (massiver Dimension unter Hidalgo und Artigas oder lokaler Dimension unter Moreno und Francia) bedarf noch der umfassenderen Aufhellung. Als Anstoß für eine solche Diskussion seien - wiederum thesenhaft verkürzt - die folgenden Gedanken formuliert:

- Im Unterschied zur Revolution von 1789 bildete in der Independencia die Einheit von politischer und sozialer Revolution die Ausnahme und nicht die Regel. Beide Revolutionsebenen (die politische und die soziale) verhielten sich nicht komplementär, sondern konträr zueinander: Es gab in diesem Sinne keine „organische“ Revolution. Hinzu kam die weitgehende Verselbständigung der militärischen Aktionsebene infolge des permanenten Krieges.

- Infolge des fehlenden bürgerlichen Hegemoniepotentials kam es zur sozialen und institutionellen Hegemoniesubstitution. Von sozialer Hegemoniesubstitution darf insofern gesprochen werden, da die kreolische Grundoligarchie eine im erheblichen Umfange durch ihre realen Lebensbedingungen noch vorbürgerlich geprägte Klasse (oder Herrschaftsschicht) darstellte. Dem widerspricht nicht ihre partielle ideologische „Modernität“ (Einfluß der Aufklärung, des englischen Verfassungsmodells, der USA und Frankreichs), ebensowenig ihre regional z.T. intensive Markteinbindung (wie im Falle Venezuelas oder von Buenos Aires). Fakt bleibt, daß die mit 1789 in Frankreich und der industriellen Umwälzung in England sich durchsetzende bürgerliche Epochenhegemonie im Grad der wachsenden Entfernung von der „zentralen Revolutionsachse“ in Europa hin zur Peripherie eine starke Brechung und Modifizierung erfuhr. Das Ereignis vollzog sich zeitversetzt: chronologisch lag die Independencia nach 1789, in ihren strukturellen Voraussetzungen und Abläufen lag sie jedoch davor. Pierre Chaunu's apodiktische Feststellung⁴³⁾, die Independencia sei entweder zu spät oder zu früh gekommen, zielt zwar nicht auf das Problem der gespaltenen historischen Zeit, kennzeichnet das Dilemma aber durchaus zureichend. Eine institutionelle Hegemoniesubstitution ergab sich in dem Sinne, daß infolge des kontinentalen Befreiungskrieges der Armee (Ejército libertador) eine zentrale Rolle zukam. Es erfolgte zwangsläufig eine Militarisierung der Revolution und eine Verselbständigung der bewaffneten Gewalt. Die Armee kompensiert nicht nur das Fehlen einer „modernen“ Hegemonialklasse, sie kompensiert ebenso die fehlende Massenbasis der Revolution. Zu oft wird ein wichtiges Faktum übersehen: Der Höhepunkt der radikalen und eigenständigen Volksbewegungen fällt weitestgehend mit der ersten Phase der Independencia 1809/10 - 1815/16, d.h. mit der regionalen Inkubationszeit der Revolution zusammen. Die zweite Phase, d.h. die „eigentliche“ kontinentale Revolution, reduziert sich wesentlich auf die militärische Komponente der Independencia. Damit entfallen zuneunend die Voraussetzungen für eine „jakobinische“ Alternative mit entsprechender Transmission zwischen Führung und Massenbasis;

- Durch die Überlappung von Klassen- und Rassegegensätzen wurden selbst die fortgeschrittensten Vertreter der Kreolenpartei durch die Gefahr der Pardocracia, das bereits erwähnte Haiti-Syndrom, traumatisiert;

- Die Revolution konnte nur als kontinentale Revolution siegen. Diese kontinentale Revolution war jedoch ein primär politisch-militärisches und kein soziales Phänomen. Die Konstituierung

der realen politischen und sozialen Macht erfolgte auf regionaler Basis unter Kontrolle der gemäßigt-liberalen bis offen konservativen kreolischen Interessengruppen. Damit war der Sturz der Bolívarianos (1825/30) programmiert, zugleich aber auch die Chance einer erneuten sozialen Öffnung der Revolution, wie sie für Bolivien durch Bolívar und Sucre zumindest in der Tendenz angelegt war;

- Die Ansätze einer revolutionär-demokratischen und agrarischen Alternative der Independencia blieben stets lokal und regional gebunden, ohne die Möglichkeit einer kontinentalen Ausstrahlung. So begrenzte sich die kontinentale Komponente auf den („von oben“ bestimmten) Aktionsradius des Ejército libertador und blieb folglich ohne eine eigenständige „soziale Dimension“.

Es vertiefte sich zunehmend jene Klassenkonstellation, deren Resultat die soziale Nicht- und die politische Teilvollendung der Independencia war.

Exkurs über Dr. Francia:

Die besondere Stellung Paraguays, speziell der persönlichen Diktatur von Dr. Gaspar Rodríguez de Francia, ist durch das Dezemberkolloquium 1990 der italienischen Vereinigung für lateinamerikanische Sozialstudien (ASSLA) in Rom auf Initiative von P. Catalano erneut zum Gegenstand einer breiteren wissenschaftlichen Öffentlichkeit geworden und führte paraguayische wie europäische Experten zu kritischem Dialog zusammen. Obwohl es um die „Aspekte des öffentlichen Rechtes im Denken und Handeln des Dr. Francia“ ging, stand - wie nicht anders zu erwarten - das historische Gesamtwerk Francias zur Diskussion. Da inzwischen die beiden ersten Bände der „*Cartas y Decretos del Dictador*“ (eine auf der Grundlage der kaum noch greifbaren Colección Barreiro von A. Viola besorgte Ausgabe, die am Ende etwa 15 Bände umfassen soll) vorliegen, besteht die Möglichkeit, die bisherige Fixiertheit der Urteile auf die zeitgenössischen Berichte von Rengger-Longchamp und den Brüdern Robertson zu überwinden. Das genannte Kolloquium machte die Fülle der Fragen deutlich, die noch immer für die historische Einordnung des „Phänomens Francia“ in der Geschichte der Independencia bestehen. Fest steht die Tatsache, daß die Franciadiktatur eine autonome Alternative im Prozeß der Independencia darstellte, obwohl die Urteile noch immer zwischen einer fast grenzenlosen Idealisierung (A. Irala Burgos) und der Verdammung als „barbarischer Kaziq“ (Carlos Pereyra) schwanken. Was jedoch die eigentliche historische Faszination der Herrschaft Francias von 1814/16 bis 1840 ausmacht, läßt sich in folgenden Gedanken zusammenfassen:

1. Der Versuch, den neuen Staat institutionell nach dem antik-römischen Vorbild zu formieren. Es handelte sich dabei nicht um eine lediglich über Frankreich vermittelte Vorstellung, sondern die bewußte Rezeption des über die Aufklärung gewonnenen Antikebildes, das in seinen entscheidenden Institutionen (Triumvirat, Konsulat, Diktatur auf Zeit und schließlich auf Lebenszeit) eine von der heroischen Illusion jener Epoche geprägte abstrakte Idee der antiken Gesellschaft einschloß.

2. Oberstes Prinzip der Politik war die Verteidigung der Souveränität des Landes gegen den Herrschaftsanspruch von Buenos Aires, Brasilien und einer möglichen spanischen Invasion zur Wiederoberung, wie sie von Morillo und Monteverde zeitweilig im Norden des Subkontinents (Venezuela) versucht wurde. Aus dieser Dreifrontenstellung erwuchs die Notwendigkeit für die weitestgehende Selbstisolierung des Landes.

3. An die Stelle der ursprünglich von Francia favorisierten Idee einer Konföderation unabhängiger Republiken trat der von außen erzwungene Rückzug auf das eigene Potential. Auf diese Weise sicherte sich Paraguay, im Unterschied zum von Caudillo-Ambitionen und Bürgerkriegen geschüttelten restlichen Lateinamerika, eine über Jahre andauernde ökonomische und soziale Prosperität, bis hin zu den Grundlagen einer autochthonen manufaktuellen Produktion.

4. Die soziale Basis der Francia-herrschaft war die bäuerlich-indianische Bevölkerung, der über moderate Pachtsätze der Zugriff vom Boden erleichtert wurde und über die „Estancias de la Patria“ das traditionelle kreolische Bodenmonopol beseitigt. Vom erzwungenen Protektionismus zog das einheimische Handwerk Gewinn.

5. Zwar führte Francia, da Paraguay ein längerer Befreiungskrieg erspart blieb, keine „Guerra a Muerte“ im Sinne Simón Bolívars (weshalb die Zahl der physischen Opfer der Revolution im Unterschied zum übrigen Lateinamerika moderat blieb), jedoch sorgte ein ganzes System von Maßnahmen (Einkünfte, Beseitigung des Erbrechts, Tributaufgaben, Verbot des Heiratens weißer Frauen durch Eurospanier und Kreolen, Umsiedlung in das Landesinnere) für eine soziale und ethnische Homogenisierung, d.h. die gezielte Schaffung einer „paraguayischen Nation“, deren Entstehung von deutscher Seite bis jetzt am umfassendsten von G. Kahle dargestellt worden ist. Einen vergleichbaren Versuch der ethnischen Homogenisierung, wenngleich unter extrem gewaltsamen und an Genozid gemahnenden Bedingungen kennt eigentlich, wie oben skizziert, nur noch die Geschichte Haitis zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Mit dem Element des offenen Terrors fehlte der Francia-diktatur ein entscheidendes Merkmal des „Totalitarismus“: Selbst hohe Schätzungen verzeichnen in der sechsundzwanzigjährigen Herrschaft nicht mehr als 68 Hingerichtete (einschließlich von Kriminellen); Bolívar ließ dagegen allein in La Guaira 870 Gefangene erschießen, da ihm die Zahl des Bewachungspersonals zu deren Kontrolle zu gering erschien...

6. Da Francia, dessen Intentionen eindeutig den Vergleich mit einem nicht durch, aber für das Volk regierenden „aufgeklärten Despoten“ (C. F. Mathias de Souza) herausfordern, davon ausging, daß das Volk einen Zeitraum von etwa vierzig Jahren benötigte, um zur freien Selbstbestimmung nach „normalen“ demokratischen Spielregeln fähig zu sein, nahm seine Herrschaft die Formen einer persönlichen Diktatur an (Dictador Supremo y Perpetuo de la República), die alle drei Gewalten auf ihm vereinigte. Diese Diktatur war weiter Instrument einer bestimmten Klassenherrschaft, noch der in vielen anderen Ländern im Kampf um die politische Macht stehenden regionalen Interessengruppen. Damit entfallen die Voraussetzungen, um die Persönlichkeit Francias in die vorgestanzten Schemata des traditionellen Caudillismus oder sogar der von Rousseau und den Jakobinern abgeleiteten Gewaltlinie der neuzeitlichen Geschichte einzuordnen. Für den Bezug auf ein an Hannah Arendt geschultes Totalitarismusverständnis fehlen ebenfalls wesentliche Elemente, von der plebiszitären Demokratie und jakobinischen Intransigenz bis zum Zusammenspiel von Mob und Elite und dem extrem expansiven Nationalismus. Andererseits kann die anhaltende Debatte um den „national-demokratischen“ Charakter der Francia-diktatur (M.S. Ar'perovic, M. Kussok, V. Miroevskij, E.L. Nitoburg, S. Guerra Vilaboy, Omar Díaz de Arce u.a.) die Tatsache einer starken Tendenz zur „Revolution von oben“ nicht ohne weiteres übergehen. Die anlässlich des Seminars über „Yo el supremo“ von Augusto Roa Bastos (Poitiers, 1976) vertretene These „José Gaspar de Francia, el Robespierre de la Independencia Americana“ (Georges Fournial) entbehrt natürlich nicht einer gewissen Attraktivität.

Aus der Sicht Francias stellte sich Paraguay - bildlich formuliert - als eine „republica de huerfanos“ dar. Ob jesuitische Tradition eine Rolle spielte, mag dahingestellt bleiben (der anhaltende Streit um diese Frage kann hier nicht ausgetragen werden). Festhaltenswert scheint dagegen die Tatsache, daß es sich bei der Diktatur des Dr. Francia um eine Variante des „vormundschaftlichen Staates“ gehandelt hat, deren Wurzeln im Pädagogismus der Aufklärung ebenso zu suchen sind wie in den besonderen historischen Bedingungen der politisch-staatlichen Emanzipation dieser Region, die innerhalb des spanisch-amerikanischen Kolonialimperiums stets von einer eigenen Entwicklung gekennzeichnet war. Eurozentrische Bewertungskriterien, die schon für die Independencia insgesamt versagen, tun dies im Falle Paraguays auf besondere Weise. Deswegen vermag auch das von V. Frantel bereits 1954 in Anwendung gebrachte Konzept der „nación-cultura“ und des „pueblo-provincia“ keine überzeugende Lösung zu bieten.

7. Der schwierigste Punkt der Debatte um die Francia-Diktatur bleibt am Ende offensichtlich das Fehlen von (im Sinne von 1789) modernen (Bürger-)Rechten. Diese Diskussionsebene über den politischen Zustand im „neuen China“ (Rengger-Longchamp) ist die am meisten emotionsüberlagerte. Auch hier versagen die üblichen eurozentrischen Vergleiche: Wer erinnert sich daran, daß der Prozeß der Herausbildung der „modernen“ Demokratie vom 16. bis zum 19. Jahrhundert weit über 400 Jahre dauerte und allein Frankreich eine ganze Serie von Revolutionen durchlief, ehe im Jahre 1875 die III. Republik zumindest einen Teil der Prinzipien von 1789 dauerhaft verankerte. Für außereuropäische Regionen gilt offensichtlich noch immer ein anderes historisches Zeitverständnis. Ebenso oft wird angesichts der zumeist negativen Urteile der Zeitgenossen, die es Francia nicht verziehen, ein transkreatives, d.h. über die Interessen der lokalen Oligarchie hinweggehendes Staats- und Gesellschaftsmodell (von R. García Melid nicht unzutreffend als „tipo semi-comunitario“ bezeichnet) errichtet zu haben, dem wesentliche Elemente einer „moral economy“ eigen waren. Gab es für Francia die Möglichkeit, über das protobürgerliche Entwicklungsniveau einer bäuerlich-handwerklich-manufaktuellen Wirtschaft hinauszustoßen?

8. Die Absage der Franciadiktatur an das liberale Modell war keineswegs wertkonservativ begründet und entzieht sich damit auch der Einordnung in die traditionelle Bipolarität von Liberalismus und Konservatismus, die das politische Leben des postrevolutionären Lateinamerika beherrschte. Der Umgang mit dem Begriff der Freiheit - der behaupteten wie der tatsächlichen - bedarf für die Epoche der Französischen Revolution und ihrer Nachfolgerevolutionen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts noch der differenzierten Aufarbeitung fernab jeglicher abstrakt-juristischer Konstrukte idealtypischer Tendenz. Selbst die überzeugten Anhänger der radikalsten Demokratie - es mag genügen, auf Maximilien Robespierre zu verweisen, tendierten zu einem „kanalisierten“ Gebrauch der Freiheit, indem sie diese den rigiden Normen einer eng gefaßten republikanischen Moral unterwarfen. Francias Politik ist durchaus an einer Reihe von Maximen meßbar, die Robespierre in seiner berühmten Rede vom 5. nivôse de l'an II (25. Dezember 1793) formulierte:

- „Die konstitutionelle Regierung befaßt sich hauptsächlich mit der Bürgerfreiheit; die Revolutionsregierung mit der Staatsfreiheit“;
- „Sie [die Revolutionsregierung] stützt sich auf das heiligste aller Gesetze, das Wohl des Volkes, auf den unbestreitbarsten aller Rechtsgründe, die Notwendigkeit“;
- „Der Patriotismus ist heiß von Natur aus. Wer kann sein Vaterland lieben und kalt sein!“

Man vergleiche diese Ansichten Robespierres mit der wiederholten Beschwörung der „sagrada soberanía“ durch Francia, seinem Gebot, „die allgemeine Sicherheit, das öffentliche Wohl, die Festigung der Freiheit und die bürgerliche Unabhängigkeit der Republik“ über alles zu stellen und öffentliche Ämter nur denjenigen Patrioten anzuvertrauen, die Gewähr bieten, „feste und entschiedene Anhänger der gegenwärtigen Verfassung, der Freiheit und absoluten Unabhängigkeit dieser Republik“ zu sein (Brief an den Stadtrat von Asunción, 21. Dezember 1815). Bei Dr. Francia gab es eine deutliche Unterscheidung zwischen der Freiheit des Einzelnen („Bürgerfreiheit“) und der gesellschaftlichen Freiheit („Staatsfreiheit“). Aus dem Konzept der absoluten Unabhängigkeit des Landes und der „heiligen Souveränität“ resultierte der Primat der gesellschaftlichen („staatlichen“) Freiheit, d.h. die politisch-staatliche Freiheit aller Landesbewohner („Bürger“) stand über der Freiheit des einzelnen Individuums. Faktisch gab es ein kollektives Fundamentalrecht, das auf der Unabhängigkeit des Landes fußte, und ein Individualrecht, das von ersterem abgeleitet wurde, diesem aber stets nachgeordnet blieb. Es handelte sich um nicht weniger als um eine spezifische Form der Auslegung der von Jean-Jacques Rousseau übernommenen Idee der „volonté générale“. Wenn Julio Chaves, der zweifellos bedeutendste Biograph Francias, die Frage stellte, wann sich der einstige Rousseau-Schüler mit dem Übergang zur persönlichen Diktatur von den Ideen seines geistigen Ziehvaters verabschiedet habe, so müßte es wohl eher heißen, wann und warum der Diktator die Prinzipien Rousseaus auf neue Art zu interpretieren begann. Der Unterschied zwischen dem „theoretischen“ Rousseau und dem „praktischen“ Dr. Francia war kaum größer als bei den Robespieristen. Schließlich teilten die jakobinische Terreur und der egalitäre Patriarchalismus Francias ein Element, worauf der kubanische Historiker S. Guerra Vilaboy (1984) hinwies: die Utopie.

- ¹ M. Kossok, El carácter histórico-social de las revoluciones de Independencia en América Latina, in: Ders., La revolución en la historia de América Latina, La Habana 1989, S. 155ff.
- ² Ders., Historia comparativa de las revoluciones de la época moderna. Problemas metodológicos y empíricos de la investigación, in: M. Kossok u.a., Las revoluciones burguesas, Barcelona 1983, S. 11ff.
- ³ Ders., 1789 und die neuen Alternativen gesellschaftlicher Transformation, Berlin 1989 (= Sitzungsberichte der Akademie der Wissenschaften der DDR, 9 G 1989).
- ⁴ W. Schmidt u.a., Die europäischen Revolutionen 1848/49, in: Revolutionen der Neuzeit 1500-1917, hrsg. und eingel. von M. Kossok, Vaduz 1982, S. 289.
- ⁵ G. Moll, „Preußischer Weg“ und bürgerliche Umwälzung in Deutschland, Berlin 1988.
- ⁶ Der Vf. ist in seinen Überlegungen zu „Anomalien im bürgerlichen Revolutionszyklus“ gelegentlich auch dieser Tendenz erlegen.
- ⁷ A. Soboul, La fondation Basso et Histoire de la Révolution française, in: Annali della Fondazione Lelio e Lisli Basso - Isocco, Bd. 1, Rom 1975, S. XLI.
- ⁸ Vgl. La Révolution française, modèle ou voie spécifique?, Paris 1988, Cahiers d'histoire de l'institut de Recherches marxistes, Nr. 32.
- ⁹ C. Furtado, Economic Development of Latin America. A Survey from Colonial Times to the Cuban Revolution, Cambridge 1970, S. 19ff.
- ¹⁰ H. R. Trevor-Roper, The Lost Moments of History, in: The New York Review, Oct. 27, 1988, S. 61ff.
- ¹¹ Ebenda.
- ¹² L'Absolutisme éclairé, hrsg. von B. Köpeczi, Budapest/Paris 1988; L. Krieger, An Essay on the Theory of Enlightened Despotism, Chicago/London 1975.
- ¹³ Vgl. „Las Indias en el siglo XVIII“, in: Historia de España. Menéndez Pidal, hrsg. von J. M. Jover Zamora, Bd. XXII/2, Madrid 1988, S. 11f.

- ¹⁴ Über „Floridablanca's Große Furcht“ vgl. R. Herr, *The Eighteenth Century Revolution in Spain*, Princeton N.J. 1958, S. 239ff.
- ¹⁵ K. O. Frhr. v. Aretin, Aufgeklärter Herrscher oder aufgeklärter Absolutismus, in: *Gesellschaftsgeschichte. Festschrift für K. Bosl zum 80. Geburtstag*, hrsg. von F. Seibt, München, Bd. I, 1988, S. 78ff.
- ¹⁶ J. Bruhat, Les origines de l'anticolonialisme en France, in: *Cahiers Internationaux*, Nr. 43, Febr. 1953.
- ¹⁷ T. S. Di Tella, *La Rebelión de los Esclavos de Haití*, Buenos Aires 1984, S. 14.
- ¹⁸ G. Debien, *Les colons de Saint-Domingue et la Révolution. Essai sur le Club Massiac (Aout 1789 - Aout 1790)* Paris 1953. Der Klub umfaßte 361 offizielle Mitglieder.
- ¹⁹ F. Brito Figueroa, *Las insurrecciones de los Esclavos Negros en Venezuela Colonial*, Caracas 1961.
- ²⁰ Vgl. M. Zeuske jr., Kolonie, Reform und Revolution. Vom „bourbonischen Jahrhundert“ in Spanisch-Amerika zur Unabhängigkeit Lateinamerikas: Simón Bolívar und die Formierung der kreolischen Hegemonie in der Independencia Venezuelas, *Habilitationsschrift* (Ms.), Leipzig 1991, S. 129ff.
- ²¹ C. L. R. James, *Die schwarzen Jakobiner. Toussaint L'Ouverture und die San-Domingo-Revolution*, Berlin 1984.
- ²² Vgl. Anm. 17.
- ²³ James, a.a.O., S. 266ff.
- ²⁴ Ebenda, S. 424ff.
- ²⁵ J. Bruhat, Maximilien Robespierre und die Kolonialprobleme, in: *Maximilien Robespierre 1758-1794*, hrsg. von W. Markov, Berlin 1958, S. 152.
- ²⁶ José L. Franco, *Historia de la Revolución de Haití*, La Habana 1966: „El genio de Dessalines era unilateral. Pero en esta etapa histórica el hombre necesario era él y no Toussaint“ (S. 301).
- ²⁷ Vgl. das „Réglement de Culture“ vom 12. Oktober 1800, in: E. H. J. Maurer, *Der schwarze Revolutionär. Toussaint l'Ouverture*, Meisenheim/Glein 1950, S. 204ff.
- ²⁸ G. Lemarchand, Caractères nouveaux et historiquement spécifiques apportés par la Révolution, in: *La Révolution française* [Anm. 8], S. 37ff.
- ²⁹ T. Lepkowski, *Haiti*, La Habana 1968, Bd. 1, S. 91ff.
- ³⁰ Vgl. M. Zeuske jr./C. J. Munford, Die „Große Furcht“ in der Karibik: Saint-Domingue und Kuba 1789-1795, in: *ZfG* 1991, H. 1, S. 41ff.
- ³¹ Vgl. den Grundtenor der Beiträge in: *L'Amérique Latine et la Révolution française*, Paris 1989.
- ³² M. Kossok, *Historia de la Santa Alianza y la Emancipación de América Latina*, Buenos Aires 1968, S. 109ff.
- ³³ Ders., *Simón Bolívar und das historische Schicksal Lateinamerikas*, Berlin 1983 (=Sitzungsberichte der Akademie der Wissenschaften der DDR, 12 G 1983).
- ³⁴ D. Bushnell, *El régimen de Santander en la Gran Colombia*, Bogotá 1966, S. 88ff.
- ³⁵ M. Kossok/M. Zeuske jr., *El factor militar en la Independencia. La dialectica entre guerra et revolución en el período 1810-1830*, Bordeaux 1991 (im Druck).
- ³⁶ T. Halperin Donghi, *La crisis de Independencia*, in: *La Independencia en el Peru*, Lima 1972, S. 112f.
- ³⁷ Vgl. J. Artigas, *Documentos*, La Habana 1971, S. 159ff.
- ³⁸ Vgl. B. Schröter, *Die Unabhängigkeitsrevolution in der Banda Oriental (Uruguay) 1911 bis 1820*, in: *AALa* 1988, H. 6, S. 1082.
- ³⁹ Vgl. die Beiträge (Part II), in: *Riot Rebellion, and Revolution. Rural Social Conflict in Mexico*, hrsg. von F. Katz, Princeton 1988, S. 65ff. - Ebenfalls: *The Independence of Mexico and the Creation of the New Nation*, hrsg. von J. E. Rodríguez, Los Angeles 1989, S. 19ff., 301ff.
- ⁴⁰ Vgl. den Beitrag von E. van Young in: F. Katz, a.a.O., S. 176ff.
- ⁴¹ Van Young, a.a.O.
- ⁴² Beiträge von E. van Young (S. 109ff.) und J. del Arenal Fenochio (S. 237ff.) in: J. E. Rodríguez, a.a.O.
- ⁴³ P. Chaunu, *Interprétation de l'indépendance de l'Amérique Latine*, in: *Bulletin de la Faculté des Lettres de Strasbourg*, Nr. 3, 1963, S. 5-33.